



Rundbrief 2 / 2026



**Braunschweig
im
April 2026
Nissan / Ijar 5786**



**Buber-Rosenzweig-
Medaille 2026 an
Christian M.
Rutishauser SJ in
Köln verliehen**

**Festakt eröffnet
Jahr der Christlich-
Jüdischen
Zusammenarbeit
2026 – 5786/5787**

Der Jesuit und Judaistik-Professor Pater Prof. Dr. Christian M. Rutishauser SJ hat am Sonntag die Buber-Rosenzweig-Medaille 2026 entgegengenommen. Ausgezeichnet wurde er mit dem renommierten Preis für sein jahrzehntelanges Engagement für den christlich-jüdischen Dialog. Darüber hinaus ebenso für seine wissenschaftliche Arbeit sowie seinen Einsatz gegen Antisemitismus und für gesellschaftliche Verantwortung.

Pater Prof. Dr. Christian M. Rutishauser erhielt als prägende Stimme des internationalen Dialogs die Buber-Rosenzweig-Medaille.

Die Auszeichnung verleiht der Deutsche Koordinierungsrat der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit (DKR) jährlich. In diesem Jahr wurde sie am Sonntag, 8. März, im Kölner Gürzenich übergeben.

Der Festakt bildete zugleich den Auftakt des Jahres der Christlich-Jüdischen Zusammenarbeit 2026 – 5786/5787.

In seiner Würdigung hob der Deutsche Koordinierungsrat hervor, dass Rutishauser zu den prägenden Stimmen des internationalen Dialogs gehört. „Christian Rutishauser verbindet intellektuelle Tiefe mit geistlicher Leidenschaft. Er hält den Dialog zwischen Christentum und Judentum nicht für ein akademisches Randthema, sondern für einen Kern theologischer und gesellschaftlicher Verantwortung“, sagte der evangelische Präsident Pfarrer i.R. Friedhelm Pieper. „Als Theologe, Ordensmann und Wissenschaftler hat er vielen Menschen den Reichtum jüdischer Tradition und das bleibende Band zwischen beiden Religionen nahegebracht“, sagte Rabbiner Prof. Dr. Andreas Nachama, der jüdische Präsident. Dr. Margaretha Hackermeier, die katholische Präsidentin, ergänzte: „Rutishauser zeigt, wie aus theologischer Reflexion praktische Verantwortung erwächst. Sein Wirken ermutigt, den Dialog als gemeinsames Lernen zu verstehen – mit offenem Herzen und wachem Verstand“.

Der Preisträger betonte in seinem Vortrag die bleibende Bedeutung persönlicher Begegnung und theologischer Verständigung: „Heute stehen wir am Ende der Moderne, sind hineingetrieben in eine neue Epoche, stehen in einer Zeitenwende. Sie ist nicht mehr nur europäisch, sondern radikal global bestimmt. Doch die Fragestellung ist ähnlich: Wie gehen partikuläre Identitäten und universale Werte zusammen? Das Partikuläre droht sich national-identitär dem Universalen entgegenzustellen. Wieder stellt sich die Frage, was dies für das jüdische Volk bedeutet. Und leider muss man seit dem 7. Oktober feststellen, dass für viele mit dem Staat Israel die alte europäische ‚Judenfrage‘ auf globaler Ebene zurück ist. Im Antisemitismus unserer Tage verbinden sich die naiv Gefährlichen mit den Aggressiven und glauben, eine neue Weltordnung sei gerechter, wenn es keinen Staat Israel mehr gebe. Die Aufgaben von Juden und Christen aber ist es, ‚mit einer Schulter‘, ‚Schulter an Schulter‘ tiefer zu verstehen.“ Der christlich-jüdische Dialog sei ein fortdauernder Lernprozess, der angesichts wachsender gesellschaftlicher Spannungen besondere Aufmerksamkeit erfordere.

Markschies: „Wir brauchen eine solche Theologie nötiger denn je“

Die Laudatio hielt der Theologe und Historiker Prof. Dr. Christoph Markschies. „Genau die richtige Theologie, die ganz konkret gegen

Antisemitismus und Antijudaismus hilft. Weil aber eine solche Theologie leider nicht selbstverständlich ist und wir sie jetzt aber nötiger denn je brauchen, ist dem Koordinierungsrat zu danken, dass er Christian Rutishauser mit der Buber-Rosenzweig-Medaille für das Jahr 2026 ausgezeichnet hat und dem Ausgezeichneten von ganzem Herzen zu gratulieren“, so Markschieß über den Preisträger.

Ministerpräsident Hendrik Wüst sagte in seinem Grußwort: „Christlich-jüdische Zusammenarbeit ist vor dem Hintergrund unserer Geschichte alles andere als selbstverständlich. Sie ist das Ergebnis von Aufarbeitung, Annäherung und Versöhnung – und sie bleibt eine dauerhafte Aufgabe. Dabei reicht der Dialog weit über den religiösen Austausch hinaus: Er steht für gelebte Toleranz, für Respekt und für unsere demokratischen Werte. Wo Menschen einander begegnen, entstehen neue Perspektiven, wächst Vertrauen und werden Brücken gebaut. Nordrhein-Westfalen ist ein offenes Land und Heimat für Menschen unterschiedlicher Herkunft und Religionen, genau das wollen wir auch in Zukunft bleiben. Zusammen stehen wir ein gegen Antisemitismus, gegen jede Form von Diskriminierung und gegen gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit.“

Oberbürgermeister Torsten Burmester: „Keine andere Stadt nördlich der Alpen kann eine so lange Geschichte jüdischen Lebens vorweisen wie Köln. Gleichzeitig verfügen wenige deutsche Städte über so viel christliches Erbe. Unsere Stadt steht heute gleichermaßen glaubhaft für jüdisches und christliches Leben. Viele Kölnerinnen und Kölner und die vielen Engagierten in den Vereinen und Institutionen wollen den jüdischen Teil unserer Geschichte und Gegenwart noch sichtbarer machen. Mit dem neu entstehenden Museum MiQua im Archäologischen Quartier werden wir zeigen, dass Jüdinnen und Juden maßgeblich zum Aufstieg Kölns beitragen haben. Der Preisträger, Herr Professor Doktor Rutishauser, der sich so verdient gemacht hat um den jüdisch-christlichen Dialog, kann auch uns in Köln weiter inspirieren, ein gutes Miteinander zu pflegen.“

Es waren mehr als 600 Vertreterinnen und Vertreter aus Kommunal- und Bundespolitik, der Kirchen, von konfessionellen und zivilgesellschaftlichen Verbänden sowie viele Engagierte aus kulturellen und gesellschaftlichen Vereinen und den Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit bei der Eröffnung zu Gast. Moderiert wurde die Veranstaltung von der Journalistin Gundula Gause.

Bereits am Vortag der Preisverleihung fand ein Rahmenprogramm statt, das Raum für Austausch und Begegnung geschaffen hat – mit einem Bibelgespräch, der christlich-jüdischen Gemeinschaftsfeier und einem



öffentlichen Vortrag des Preisträgers. OB Burmester hat gemeinsam mit dem DKR in das Historische Rathaus zu den Veranstaltungen eingeladen.

Jahr der Christlich-Jüdischen Zusammenarbeit 2026 – 5786/5787

Das Jahr der Christlich-Jüdischen Zusammenarbeit, ehemals „Woche der Brüderlichkeit“, wird traditionell mit der Verleihung der Buber-Rosenzweig-Medaille eingeläutet. Bundesweit laden die Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit zu Veranstaltungen, Begegnungen und Bildungsformaten ein, die das Miteinander von Jüdinnen und Juden sowie Christinnen und Christen stärkt. Das Jahresthema ist „Schulter an Schulter miteinander“.

Der Preisträger

Professor Dr. Christian Rutishauser SJ ist ein führender katholischer Vertreter im christlich-jüdischen Dialog in der Schweiz, in Deutschland im weiteren Europa und weltweit. Er lehrt an der Universität Luzern als Professor für Judaistik.

Er war Direktor des Lassalle-Hauses in Bad Schönbrunn, Schweiz, mit Schwerpunkten in christlicher Spiritualität, jüdisch-christlichem Gespräch und interreligiösem Dialog. Er leitete zahlreiche Exerzitien- und Kontemplationskurse, lehrte als Referent für Spiritualität und erarbeitete Grundlagen für eine Theologie der Religionen. Rutishauser führte zahlreiche Studienreisen nach Israel und Palästina durch. In 2011 leitete er

das Projekt „Zu Fuss nach Jerusalem, spirituell – interreligiös – friedenspolitisch“; in sieben Monaten pilgerte Rutishauser mit einer Pilgergruppe von der Schweiz bis in die „heilige Stadt“, wo sie nach Ankunft eine Friedenskonferenz durchführten.

Professor Rutishauser ist engagierter Ordensmann der Jesuiten und leitete von 2012 bis 2021 als Provinzial die Schweizer Jesuitenprovinz.

Die Buber-Rosenzweig-Medaille

Die seit 1968 verliehene Buber-Rosenzweig-Medaille erinnert an die jüdischen Religionsphilosophen Martin Buber und Franz Rosenzweig. Sie gilt als eine der bedeutendsten Auszeichnungen für Verdienste um den christlich-jüdischen Dialog in Deutschland.

Zu den bisherigen Preisträgerinnen und Preisträgern gehören unter anderem Bundeskanzlerin a.D. Angela Merkel, der Musiker Igor Levit und der Schriftsteller Navid Kermani.

(Fotos: Patricia Grähling, i.A.d. DKR)

©Deutscher Koordinierungsrat

der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit e. V. (DKR) 2026

Aus der jüdischen Welt

Wissensreihe - “da'at / דעת”

Wir erklären häufige Begriffe und Definitionen

Diesen Monat setzen wir unsere Wissensreihe „da'at / דעת“ fort! Oftmals werden Begriffe falsch gebraucht oder missverstanden. Wir möchten helfen das zu ändern! Du denkst dir schon lange „was bedeutet eigentlich...?“ und hast noch keine Antwort gefunden? Schreib uns einfach eine E-Mail! Wir sind gerne für deine Anliegen und Fragen da!

Diesmal erläutern wir den Begriff „Smicha“!

Der Begriff Smicha (hebräisch: סמיכה) bedeutet wörtlich „Stütze“ oder „Handauflegung“ und bezeichnet im Judentum die rabbinische Ordination. Mit der Smicha wird eine Person offiziell dazu befähigt, als Rabbiner oder Rabbinerin religiöse Entscheidungen zu treffen, jüdische Texte zu lehren und eine Gemeinde geistlich zu begleiten.

Die Ursprünge der Smicha werden in der jüdischen Tradition bis in die Zeit der Hebräischen Bibel zurückgeführt. Im Buch Numeri (4. Buch Mose 27,18–23) legt Mose seine Hände auf Josua und überträgt ihm damit Autorität und Verantwortung. Diese symbolische Handlung der Weitergabe

von Autorität wurde später zum Vorbild für die rabbinische Ordination. In der Antike entwickelte sich daraus eine Vorstellung einer ununterbrochenen Kette der Weitergabe – von Lehrer zu Schüler – die religiöse Autorität legitimierte.

Diese ursprüngliche Form der Smicha bestand bis in die Spätantike. Mit den politischen Umbrüchen und der Auflösung der jüdischen Zentren im Land Israel brach diese direkte Traditionslinie jedoch ab. Die heutige Smicha ist daher eine erneuerte Form der Ordination, die von Rabbinatsseminaren oder anerkannten Rabbinern verliehen wird. Sie bestätigt, dass eine Person umfassende Kenntnisse der jüdischen Quellen – insbesondere der Tora, des Talmuds und der Halacha (des jüdischen Religionsgesetzes) – erworben hat und in der Lage ist, diese verantwortungsvoll auszulegen.

Die konkrete Ausgestaltung der Smicha unterscheidet sich je nach religiöser Strömung im Judentum. In orthodoxen Kontexten ist die Smicha traditionell Männern vorbehalten, und die Ausbildung konzentriert sich stark auf das Studium der Halacha und klassischer rabbinischer Literatur. In liberalen und konservativen jüdischen Bewegungen hingegen werden seit dem 20. Jahrhundert auch Frauen zu Rabbinerinnen ordiniert. Die erste Rabbinerin der Neuzeit war Regina Jonas, die 1935 in Berlin ordiniert wurde. Nach der Shoah setzten vor allem liberale Rabbinatsseminare diese Entwicklung fort.

Heute gibt es weltweit verschiedene Rabbinatsseminare und Ausbildungsprogramme, in denen Smicha verliehen wird. Neben der klassischen Textausbildung spielen dabei häufig auch Gemeindegarbeit, Seelsorge, Pädagogik und interreligiöser Dialog eine Rolle.

Smicha steht damit nicht nur für einen formalen Titel. Sie ist Ausdruck einer lebendigen Tradition der Weitergabe von Wissen, Verantwortung und religiöser Autorität – von Generation zu Generation.

©Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit
Christen & Juden im Dialog März 2026/ Adar 5786

COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!
Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo
Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de

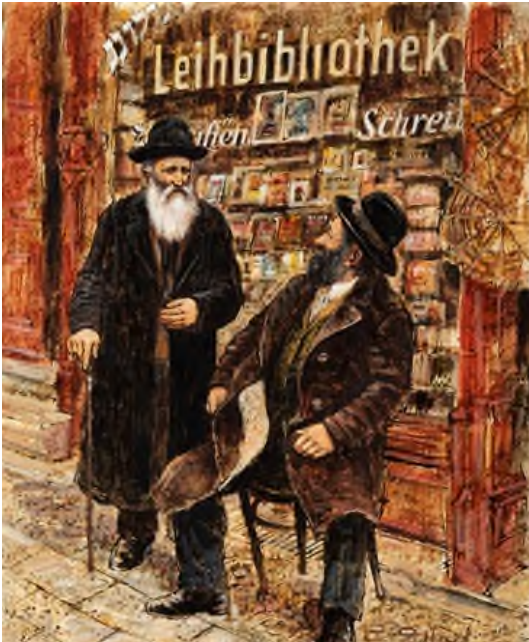
Eine Schicksalsgemeinschaft

Ein Essay zur Geschichte und Identität des Judentums in Deutschland

Rafael Seligmann

Seit rund 1 700 Jahren gibt es jüdisches Leben auf deutschem Boden. Über Jahrhunderte waren die deutschen Juden zu einer Existenz in latenter Bedrohung gezwungen – bis zum schrecklichen Tiefpunkt des Holocausts. Doch auch nach 1945 blieb ein vorurteilsfreier Umgang mit Juden Wunschenken. Das Wohl und Wehe des Judentums in

Deutschland beschreibt der Autor Rafael Seligmann.



Zwei alte Juden im Berliner Scheunenviertel / A.Jawdokimov

Die meisten Juden in Deutschland und weltweit sind nicht religiös. Sie sind, anders als viele annehmen, weder Angehörige einer Rasse noch Ausländer. Wer Jude ist, bestimmen in den Ländern der Diaspora vielmehr ihre Feinde. Der Philosoph Jean-Paul Sartre resümierte: „Der Antisemit müsste den Juden erfinden, wenn es ihn nicht bereits gäbe.“ So wandelten sich die Juden von einer Glaubens- zu einer Schicksalsgemeinschaft.

Wie ist es dazu gekommen?

Juden leben seit mindestens 1 700 Jahren hierzulande – Deutschland gab es seinerzeit noch nicht. Diese historischen Details kümmern die Antisemiten nicht. Sie geben sich lieber ihrem Hass, zumindest ihrer Abneigung gegen die Hebräer hin. Damit ist der Kern des deutsch-jüdischen Miteinanders seit knapp einem Jahrtausend angesprochen. Das lange, intensive Zusammenwirken hat Juden wie Nichtjuden geprägt. Sie kommen voneinander nicht los – unabhängig davon, ob sie dies wollen oder nicht. Das deutsch-jüdische Verhältnis gemahnt an eine langjährige Ehe. Auf

Phasen des Glücks, der Harmonie folgen jene des Streits, gar Zeiten des Hasses. Gleichwohl wird man sich mit den Jahren immer ähnlicher.

Sprache als Schlüssel

Die Sprache ist dabei ein Schlüssel-Element. Wenige wissen, dass das Jiddische, ehemals die Sprache der europäischen Juden, ein Abbild der deutsch-jüdischen Symbiose war – und bleibt. Ihre lange Geschichte brachte die hiesigen Juden dazu, am Deutschen als ihrer portablen Heimat festzuhalten, selbst als sie verfolgt und aus deutschen Ländern vertrieben worden waren. Das Jiddische, einst das Idiom der Juden in Osteuropa, besteht zu 80 Prozent aus dem deutschen Sprachschatz. Die Sprache wurde und wird mit hebräischen Buchstaben geschrieben.

Der Grund: Das Gros der Deutschen ist erst seit gut zweihundert Jahren alphabetisiert. Die meisten Juden aber beherrschten die Kunst des Schreibens und Lesens bereits, als sie in dieses Land kamen. Wie sollten sie sonst ihre Gebete lesen und die Gebote aus den heiligen Schriften studieren? Folglich gebrauchten sie ihre hebräische Schrift auch, um die deutsche Alltagssprache und Verträge festzuhalten. Vor allem auf diese Weise entstand das untrennbare deutsch-jüdische Sprachband, welches die Juden später in aller Welt verbreiteten. Es wird unter religiösen Juden noch heute, vor allem in den modernen mosaïschen Zentren der Vereinigten Staaten und in Israel, geredet und geschrieben.

Aber auch in der deutschen Sprache hat das Hebräische seine Spuren hinterlassen, vielfach, ohne wahrgenommen zu werden. Dass Masl aus dem Hebräischen kommt, wissen viele. Doch dass der „gute Rutsch“ ins neue Jahr seine Herkunft dem hebräischen Fest Rosch ha-Schana, also „Neujahr“, zu verdanken hat, bleibt weitgehend unbekannt. Ebenso der Knast oder Stuss. Ähnlich wie zahllose andere Begriffe und Wörter. Selbst die christliche Religion, die Deutschland und Europa bis heute prägt, hat jüdische Wurzeln. Jesus war bekennender Jude. Das hat selbst der Reformator Martin Luther nicht abgestritten. Auch wenn er den „lügnerischen ... starrköpfigen“ Juden nicht verzeihen mochte, dass sie sich störrisch weigerten, seine Interpretation des christlichen Glaubens, ja das christliche Bekenntnis als solches anzunehmen. Bemerkenswert ist, dass, selbst wenn die christliche Religion abgelegt oder gar verachtet wird, die ursprünglich von Christen initiierten antijüdischen Vorurteile weiter bestehen bleiben und mit neuen theoretischen, gar sich wissenschaftlich gebenden Begründungen „modernisiert“ und verbreitet werden.

Blühende Gemeinden

Wir sind der Zeit vorausgeeilt. Zunächst ließen sich die jüdischen Einwanderer, die zumindest seit dem vierten Jahrhundert hier lebten, in

römischen Siedlungen entlang von Rhein, Mosel, Donau nieder. So entstanden blühende hebräische Gemeinden, die samt ihrer Menschen auch nach dem Abzug der römischen Legionen unbehelligt blieben. Am besten prosperierten die jüdischen Zentren in Speyer, Worms und Mainz, den sogenannten „Knoblauch“-Städten. Während des ersten Kreuzzugs ab 1095 löschten dessen aus Frankreich einfallende Ritter und Gesinde die meisten jüdischen Gemeinschaften Deutschlands aus. Die Hebräer wurden erschlagen, zur Flucht gezwungen, ihre Synagogen, Lehrhäuser und Heime vernichtet oder bestohlen. Die überlebenden Juden flohen unter Mitnahme ihrer jiddischen Sprache.

Damals und später erwies sich die föderale Struktur des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation als Segen für die hiesigen Juden. Denn wenn deren Gemeinschaft aus einem Gebiet vertrieben wurde, fanden sie in der Regel Schutz im nächsten Landstrich, dessen Herrscher das Geld der Flüchtlinge brauchte – der Kaiser war ohnehin in Geldnöten und daher den Bitten der Juden um Obhut aufgeschlossen. Doch die Gunst der Regenten wechselte gelegentlich schnell. Und Juden, die heute gebraucht wurden, konnten morgen in Ungnade fallen. Die tragische Biografie des Jud Süß Oppenheimer, eines „Geldjuden“ des württembergischen Herrschers, hat der Schriftsteller Lion Feuchtwanger literarisch einfühlsam festgehalten.

Insgesamt waren die deutschen Juden zu einer Existenz in latenter Bedrohung und Benachteiligung gezwungen – die Zünfte und viele Städte erlaubten den Juden weder Zugang noch Grundbesitz oder die Ausübung eines Handwerks. Das nötigte sie, in ständiger Wanderschaft zu hausieren oder Geld zu verleihen – was den Hass gegen die Hebräer am Kochen hielt. Immerhin, in manchen Gegenden Deutschlands konnten die Juden längere Zeit unbedroht, doch diskriminiert leben. In den einheitlich regierten ausländischen Staaten Westeuropas dagegen war Juden der Zugang strikt verboten. So blieb Deutschland ihre strenge, doch vertraute Heimat.

Im 19. Jahrhundert nahte mit der Aufklärung, deren Grundsätze von den Truppen Napoleons gewaltsam über den Rhein transportiert worden waren, die einsetzende Gleichberechtigung der deutschen Juden. Nun begann die Gelehrsamkeit vieler Hebräer, sich



Heinrich Heine (1797-1856)

auszuzahlen, beispielsweise die Heinrich Heines (1797–1856). Der Neffe des Bankiers Salomon Heine besaß kein Talent zum Geschäftsmann. Auch die Juristerei interessierte den geborenen

Düsseldorfer wenig. Lieber wurde er „deutscher Dichter“ – einer der besten und beliebtesten. Manche seiner Lieder und Texte wurden bleibender Teil der deutschen Volksdichtung und des Kulturkanons, etwa die „Loreley“: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, / Dass ich so traurig bin, / Ein Märchen aus alten Zeiten, / das kommt mir nicht aus dem Sinn.“ Dazu gehören auch: „Deutschland. Ein Wintermärchen“, „Der Rabbi von Bacharach“ und andere seiner Werke. Gleichwohl bekam der junge Poet ebenso wie andere Juden den ständigen Antisemitismus zu spüren. Heine meinte, sich durch den Übertritt zum Christentum von den antijüdischen Vorurteilen befreien zu können. Die Taufe sei „das Entreebillet zur europäischen Gesellschaft“, wollte der Schriftsteller glauben. Er und andere Juden mussten einsehen, dass dies Wunschdenken war – selbst als die Juden nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 die gesetzliche Gleichberechtigung erlangt hatten. Dennoch waren die Hebräer von staatlichen Schlüsselstellungen wie Diplomatie, Beamtentum, gar dem Offizierscorps ausgeschlossen.

Fortwährende Feindseligkeit

Der Antisemitismus blieb in Gesellschaft, Kirche und Staat bestehen. Der Historiker Heinrich von Treitschke ersann am Ende des 19. Jahrhunderts die Parole: „Die Juden sind unser Unglück!“ Fortwährende Feindseligkeit und Benachteiligung prägten das Bewusstsein der deutschen Juden.



Walther Rathenau
(1867-1922)

Walther Rathenau drückte es präzise aus: „In den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden gibt es einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeitlebens erinnert: wenn ihm zum ersten Male bewusst wird, dass er als Bürger zweiter Klasse in die Welt getreten ist und keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien wird.“ Rathenau wurde einer der einflussreichsten deutschen Wirtschaftsführer. Im Ersten Weltkrieg organisierte er die

Rohstoffversorgung. Später, in der Weimarer Republik bekleidete er zuletzt das Amt des Außenministers. Antisemiten hetzten unverdrossen: „Schlagt tot den Walther Rathenau, die gottverdammte Judensau!“ 1922 ermordeten sie den Juden. Viele trauerten, doch gut ein Jahrzehnt später wählte die Mehrheit Hitlers Nazis, die sich die Hassworte Treitschkes zu eigen gemacht hatten.

Die meisten Deutschen mochten sich nicht vorstellen, dass der Juden Hass der Nazis zum Völkermord führen würde. Doch Hitler und seine Schergen hatten kein Geheimnis aus ihrem fatalen Endziel in der „Judenfrage“ gemacht. Millionen Deutsche machten sich zu Komplizen der Mörder: als

Nazi-Wähler, als Partei-, SA- und SS-Mitglieder oder „nur“ als Mitläufer. Wer die Haltung der deutschen Gesellschaft, Politik, vor allem der Menschen bis zur Gegenwart verstehen will, kommt um die Vergangenheit, auch jene während der NS-Herrschaft, nicht herum. Daher wurde sie hier ausführlich geschildert.

Die Überzeugung, nach dem Ende des Nazi-Reiches am 8. Mai 1945 wäre ein vorurteilsfreier Umgang mit Juden rasch möglich, ist Wunschdenken. Das widerspricht den Erkenntnissen von Geschichte und Psychologie. Viel Gutes wurde unternommen. Milliarden schwere materielle Entschädigung wurde geleistet, der Wiederaufbau jüdischer Gemeinden unterstützt, der einst verdrängende Geschichtsunterricht zugunsten eines aufklärerischen Verständnisses aufgegeben. Die Beziehungen zu Israel wurden intensiviert. 2008 erklärte Bundeskanzlerin Merkel vor dem Parlament in Jerusalem Israels Sicherheit zur deutschen Staatsräson.

Antisemitische Kundgebungen

Der Wille zur Aussöhnung, zur Unterstützung ist da – doch als die Zeiten stürmischer wurden, geriet das freundliche Unterfangen in Not. Spätestens nach dem 7. Oktober 2023, dem Massenmord an Israelis und der vehementen Reaktion der israelischen Armee, nahmen antisemitische Kundgebungen, ja kriminelle Übergriffe gegen Juden hier wie anderswo sprunghaft zu. Alter deutscher Antisemitismus verband sich mit Juden- und Israelhass arabischer Migranten und gesellschaftlichem Opportunismus. Denn Judenhass lässt sich wie andere Vorurteile nicht per Anordnung auslöschen – auch nicht mit viel Geld. Notwendig sind vielmehr viel Geduld, Einfühlungsvermögen und, umgekehrt, Streitkultur. Es gilt das alte Motto: „Streiten wie in der Judenschul.“ Hass und Vorurteile müssen ausgesprochen werden, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Auf vielfältigen Ebenen. In Schulen, Universitäten, Medien, der Gesellschaft insgesamt. Juden und Israel niederzubrüllen und so den Nahostkonflikt zum Alibi für altneue Feindschaft zu missbrauchen, ist eine Falle, sie führt in der Konsequenz zum Mord. Erklären,



beschreiben, einfühlen ist langwierig und von Rückschlägen begleitet. Jeder muss seinen Weg gehen. Meiner ist die Literatur. Mir fiel auf, dass es noch Jahrzehnte nach Auschwitz keine deutsch-jüdische Gegenwartsliteratur gab. Denn die Juden hatten Angst, ihre Gefühle zu entdecken. Ich tat's – und wurde von Juden gescholten. Christen

zeigten Verständnis. Jetzt droht sich das Verhältnis zu drehen.
Um Himmels Willen, nein!
Lasst uns reden, streiten, schreien.
Versuchen wir weiterhin, einander zu fühlen und zu verstehen.
Denn wie man mit Juden verfährt, geht man mit sich selbst um.
Bewahren wir unsere Menschenwürde!

Rafael Seligmann ist Historiker, Journalist und Schriftsteller. Er lebt in Berlin.

© **zeitzeichen**
Evangelische Erwachsenenbildung in Niedersachsen 3./März 2026

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-
jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.
Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,
Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse BIC: NOLADE2HXXX (BLZ 250 500 00)

Kontonummer IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02 (7030802)

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 30.1.0.2025 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

**Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der
Juli 2026**

1 Termine 1 Termine 1 Termine 1 Termine 1 Termine 1 Termine



**ANTISEMITISMUS – DAS „GERÜCHT ÜBER
DIE JUDEN“
WORKSHOP ÜBER FUNKTION UND
WIRKUNGSWEISE DES AKTUELLEN
ANTISEMITISMUS**

Antisemitismus ist für die von ihm betroffenen Jüdinnen und Juden alltagsprägend. Trotz der Historie und Aktualität des Antisemitismus in Deutschland, besteht jedoch häufig eine Unklarheit über die verschiedenen Spielarten antisemitischer Erscheinungsformen. So sind antisemitische Codes und Chiffren nicht immer auf den ersten Blick als das zu

durchschauen was sie sind. Dies zeigt sich einmal mehr vor dem Hintergrund der weltweiten Zunahme antisemitischer Vorfälle seit den Massakern der Hamas am 7. Oktober 2023 und dem Krieg in Israel und Gaza. Der Workshop soll eine Einführung in Geschichte und Wirkungsmacht des modernen Antisemitismus beinhalten, ein Grundverständnis von Funktionsweise von Antisemitismus vermitteln und Kontinuitäten und Brüchen antisemitischer Erscheinungsformen aufzeigen. Im zweiten Teil haben die Teilnehmenden die Möglichkeit, das erworbene Wissen anzuwenden. Anhand von RIAS Niedersachsen dokumentierten Vorfällen soll eine Analyse antisemitischer Vorfälle erfolgen.

Freitag, 17. Apr. 2026, 15 – 19 Uhr

Referent: Helge Regner, hat Politikwissenschaften studiert und ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Recherche- und Informationsstelle (RIAS) Niedersachsen. Er ist zudem seit vielen Jahren in der gewerkschaftlichen Bildungsarbeit tätig.

Gemeindehaus St. Katharinen

An der Katharinenkirche 4, 38100 Braunschweig

Anmeldung bitte an: eeb.braunschweig@evlka.de oder 05331 – 802 543



Gesprächskreis

☞☞ **Gemeindehaus St. Katharinen**
An der Katharinenkirche 4
38100 Braunschweig

Die Treffen sind jeweils um 16.00 Uhr.
Gäste sind, wie immer, herzlichst willkommen.
Der Eintritt ist frei.

Dienstag, 21. April 2026

"Hier stand die Synagoge ..."

- Gedenktafeln und Mahnmale zur Erinnerung an zerstörte Synagogen im Wandel der Zeit

Die ersten Synagogen-Gedenkstätten wurden kurz nach Kriegsende errichtet, doch an nicht wenigen Orten in Deutschland begann das Gedenken an die zerstörten Synagogen erst zum 50. Jahrestag der Novemberpogrome. Die Gedenkorte waren und sind seit ihrer Einrichtung einer stetigen Entwicklung unterworfen - Texte haben sich in 80 Jahren verändert, neue "Erinnerungsebenen" werden hinzugefügt und zuletzt

wurden diese Orte auch zum Gedenken an die Opfer des 7. Oktober 2023 genutzt.



Die ersten Synagogen-Gedenkstätten wurden kurz nach Kriegsende errichtet, doch an nicht wenigen Orten in Deutschland begann das Gedenken an die zerstörten Synagogen erst zum 50. Jahrestag der Novemberpogrome. Die Gedenkorte waren und sind seit ihrer Einrichtung einer stetigen Entwicklung

unterworfen - Texte haben sich in 80 Jahren verändert, neue "Erinnerungsebenen" werden hinzugefügt und zuletzt wurden diese Orte auch zum Gedenken an die Opfer des 7. Oktober 2023 genutzt.

Dr.-Ing. Katrin Keßler berichtet aus einem aktuellen Forschungsprojekts, das derzeit von Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa an der TU Braunschweig gemeinsam mit dem Center for Jewish Art an der Hebräischen Universität Jerusalem durchgeführt wird.

Abbildung: Mahnmahl Langen/Hessen von 1946, Foto: K. Keßler, 2025)

Dienstag, 19. Mai 2026

Jüdische Blicke aufs Christentum - Rabbiner Prof. Dr. Nathan Peter Levinson (1921–2016) war eine der prägenden Gestalten des jüdisch-christlichen Dialogs in der Bundesrepublik Deutschland.



Geboren in Berlin, vertrieben durch den Nationalsozialismus und später als liberaler Rabbiner nach Deutschland zurückgekehrt, verband Natan Peter Levinson in seiner Biografie Erfahrung von Verfolgung, Exil und Rückkehr mit einem außergewöhnlichen Engagement für Verständigung. Nach seiner Emigration 1941 in die USA studierte Levinson am Hebrew Union College in Cincinnati. 1950 kehrte er im Auftrag der World Union for Progressive Judaism nach Deutschland zurück. Er wirkte er als Rabbiner in Mannheim und Heidelberg, war Landesrabbiner von Baden,

Hamburg und Schleswig-Holstein. Zugleich übernahm er zentrale Funktionen im jüdisch-christlichen Gespräch: als langjähriger jüdischer Präsident des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit und als Präsident des International Council of Christians and Jews. Sein Blick auf das Christentum war von zwei Grundbewegungen geprägt: einerseits von klarer Erinnerung an die Geschichte christlicher Judenfeindschaft, andererseits von der Überzeugung, dass ernsthafter Dialog möglich und geboten ist. In ihrem Vortrag wird **Rabbinerin Alisa Bach** seine Perspektiven auf das Christentum vorstellen.

Dienstag, 16. Juni 2026

„Schreien und singen“ – Dietrich Bonhoeffer und die Juden

„Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen“, soll Dietrich Bonhoeffer einmal gesagt haben - zu einer Zeit, als die nationalsozialistische Judenverfolgung bereits in vollem Gange war. Er grenzte sich damit von der hochkirchlichen liturgischen Erneuerungsbewegung der Berneuchener Gemeinschaft ab, der auch seine Verlobte Maria von Wedemeyer zugetan war. Die Referentin Dr. Jutta Koslowski ist mit zahlreichen Publikationen zu Dietrich Bonhoeffer ausgewiesene Expertin auf diesem Gebiet und beleuchtet in ihrem Vortrag, wie Bonhoeffer sowohl mit konkreten Taten als auch programmatischen Texten die sogenannte „Judenfrage“ beantwortet hat. Seine Impulse wirken bis heute wegweisend im christlich-jüdischen Dialog.



Dr. Jutta Koslowski hat Sozialpädagogik, Philosophie und Theologie studiert und ihre vielfältigen ökumenischen Interessen haben sie nach u.a. nach Jerusalem, Sierra Leone, Russland und Indien geführt. Nach Vikariat und Ordination als evangelische Pfarrerin hat sie ihre Forschungen zum christlich-jüdischen Dialog und zu Bonhoeffer intensiviert und war u.a. als Visiting Professor am Union Theological Seminary in New York tätig. Inzwischen hat sie ihre Habilitation zu „Kirche und Israel – Versuche der Verhältnisbestimmung nach der Shoah“ abgeschlossen.

Diese Veranstaltung ist Teil der Reihe „120 Jahre Dietrich Bonhoeffer“ und wird in Kooperation mit der Gemeindepflegestiftung St. Katharinen, der Kirchengemeinde und der esg (Ev. Studierendengemeinde Braunschweig) durchgeführt. Näheres: <https://katharinenbraunschweig.de/120-jahre-dietrich-bonhoeffer/>

☞ **Vom Donnerstag, 2. Juli 2026 – Mittwoch, 12. August 2026 sind Sommerferien in Niedersachsen.**

In diesem Zeitraum findet kein Gesprächskreis statt.

Buchempfehlung

Schmerzhaft - Seligmann erinnert sich



Das ist kein kuscheliges Buch. Rafael Seligmann hat mit Keine Schonzeit für Juden so etwas wie Lebenserinnerungen geschrieben, und die sind, man kann es kaum anders sagen, voller Bitterkeit. So schreibt der 78-jährige deutsch-jüdische Autor mit israelischer Zweitheimat (und schon diese Beschreibung wäre ihm wahrscheinlich zu platt oder etwas schief) den bitteren Satz: „Wenn ich meine Jahre Revue passieren lasse und abwäge, bin ich überzeugt, dass das Leben in Deutschland mir insgesamt schlecht bekommen ist.“ Und weiter geht es so: „Doch trotz Bemühungen Wohlmeinender und fortwährender energischer Anstrengungen meinerseits wurde ich in der Regel zum Außenseiter gestempelt.

Gelegentlich begegnete mir wie anderen Juden gezielter Antisemitismus. Häufiger und verletzender aber empfand ich Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit ... Sich fast lebenslänglich in einer Außenseiterposition zu befinden, in der man stets damit rechnen muss, dass sich eine gläserne Wand auftut und mich vom Gros der Gesellschaft isoliert, versetzt meine Psyche in einen permanenten Alarmzustand und plagt meine Seele.“

Es ist diese Unversöhnlichkeit, diese schonungslose Betrachtung des eigenen Lebens und Wirkens wie der deutschen Gesellschaft in den rund sechzig Jahren, die Seligmanns Buch phasenweise atemberaubend macht. Hier will jemand mit sich und mit dem heutigen Deutschland so ehrlich wie möglich ins Gericht gehen. Seligmanns knapp 200-seitiges Werk ist so etwas wie das Gegenteil eines gemütlichen deutsch-jüdischen oder

christlich-jüdischen Austausches in der gepflegt-intellektuellen Atmosphäre einer evangelischen oder katholischen Akademie. Nein, hier geht's zur Sache, und die vielen deutschen Lebenslügen etwa der so genannten Vergangenheitsbewältigung, Erinnerungspolitik oder christlich-jüdischen Aussöhnung kommen so krachend auf den Tisch, dass einem die Ohren klingeln.

Immer wieder nimmt Seligmann Bezug auf seine Biografie und schafft es, durch die Beschreibung von Schlüsselszenen seiner eigenen Lebensgeschichte Analysen zu liefern, die über seine eigene Vita hinausweisen. Das geht so weit, dass man das Buch gelegentlich zur Seite legen will, weil schon das Lesen dieser Passagen ein Gefühl von Schmerz oder Unwohlsein hervorruft. Ein Beispiel sind diese Zeilen, in denen Seligmann seine Erfahrungen mit Judenhass während seiner Lehre als Fernsehtechner 1967 in München schildert – und welche Konsequenzen dies in seiner Psyche für lange Zeit hatte oder hat: „Ich schwor mir, nie wieder Schwäche vor anderen zu zeigen. Antisemiten sollten meine Feindschaft zu spüren bekommen. Hass um Hass! Fortan gelang es mir tatsächlich, mir vor anderen keine Blöße zu geben. Doch die Verslossenheit und der Hass richteten sich unweigerlich gegen mich selbst. Seither bin ich unfähig, seelische Verletzungen vor Mitmenschen kundzutun. Und mein Hass zerbrach an der Liebe – wie es sich gehört.“

In einer entscheidenden Passage des Buches reflektiert der Autor den Skandal um das Frankfurter Fassbinder-Stück „Der Müll, die Stadt und der Tod“ aus dem Jahr 1985. Hier schreibt Seligmann die harten Sätze, die seinem Buch den Titel gaben: „Tatsächlich hatte es in Deutschland nie eine ‚Schonzeit‘ für Juden gegeben. Nach der Shoah haben viele, die die Judenfeindschaft der Nazis geteilt hatten, aus Angst ruhig gehalten oder gar Verständnis für die Hebräer geheuchelt, andere gewannen durchaus Mitgefühl und Solidarität mit den Juden. Diese Grundsituation hat sich danach nicht prinzipiell geändert. Objektive Anlässe wie Israels Reaktion auf das Massaker der Hamas 2023 werden keineswegs allein von Islamisten als Alibi für Antisemitismus genutzt. ... Das bedeutet, die Juden sind zum Abschuss freigegeben.“ Rafael Seligmanns Buch tut weh. Es sei dringend empfohlen.



© **zeitzeichen**
Evangelische Kirchenzeitung in Süddeutschland 3 /März 2026

Philipp Gessler ist Redakteur der "zeitzeichen". Ein Schwerpunkt seiner Arbeit ist die Ökumene.

Aus aktuellem Anlass

Das Fest der Freiheit

31. März 2026



Foto: haGalil

Seder unter Raketenbeschuss

Wieder ein Pessach unter besonderen Bedingungen in Israel. Das dritte Mal in Folge. Das Fest der Freiheit ist in diesem Jahr mit Einschränkungen verbunden, die es schwer machen, ein unbeschwertes Fest zu feiern. Die Rabbiner haben genaue Anweisungen erlassen, wie mit Chametz im Bunker und Raketenalarm während des Kiddusch zu verfahren ist. Aber für viele Familien ist das Zusammentreffen schwierig. Anhaltende Raketenangriffe sowohl aus dem Iran wie auch von der Hisbollah aus dem Libanon machen den Weg zum Seder-Tisch kompliziert und gefährlich. „Ein Jude zu sein bedeutet, sich als Teil eines geschichtlichen Prozesses zu fühlen, der von einem G'tt der Liebe und des Verständnisses geleitet wird, und der zu einer Welt des Friedens und der Erfüllung führt“, schrieb haRaw Schneerson. „Ein Jude zu sein bedeutet, zu einer sehr besonderen Familie innerhalb der Familie der Nationen zu gehören, diese Familie der Freude und der Tragödien zu beleben und seine Zukunft auf den Erfahrungen der Vergangenheit aufzubauen.“

Wir werden auch in diesem Jahr das Pessach-Fest in tiefem Bewusstsein seiner Bedeutung als Fest der Freiheit feiern. Unsere Freiheit ist nicht nur ein Geschenk, sie ist auch eine Pflicht, denn der freie Wille des Menschen führt auch zur vollen Verantwortung des Menschen – für seine Taten und seine Untaten.

Hoffen wir auf eine friedliche Zukunft, auf Freiheit für alle Menschen, auf Freiheit für die Menschen im Iran.

Chag Pessach sameach!



Grußwort an die jüdische Gemeinde – Pessach und Ostern

Psalm 22 als gemeinsame biblische Grundlage
Pessach 5786/2026

Zu Pessach und Ostern übermitteln wir Ihnen und Ihren Familien unsere herzlichen Wünsche für friedvolle Feiertage.

In diesen Tagen kann Psalm 22 Juden und Christen in besonderer Weise als gemeinsamer biblischer Bezug begleiten. Er gibt der Klage ebenso Raum wie der Hoffnung, er verschweigt die Erfahrung von Angst, Verlassenheit und Bedrängnis nicht und hält zugleich am Vertrauen auf Gottes Treue fest. Darin eröffnet er einen geistlichen Weg, der Menschen durch Dunkelheit hindurch trägt und neue Zuversicht wachsen lassen kann.

Pessach erinnert daran, dass Bedrängnis und Befreiung, Klage und Hoffnung zusammengehören. Die Erinnerung an den Auszug aus Ägypten hält die Erfahrung der Enge wach und stärkt zugleich die Hoffnung auf Gottes befreiendes Handeln. Wie es in der Mischna heißt: „In jeder Generation ist der Mensch

verpflichtet, sich so zu betrachten, als sei er selbst aus Ägypten ausgezogen.“ So wird die Erinnerung nicht nur bewahrt, sondern in der Gegenwart lebendig gehalten - in einigen jemenitisch-jüdischen Traditionen sind die Teilnehmer am Pessach-Seder gegürtet, in Sandalen mit einem Bündel über der Schulter und einem Wanderstab bei der Hand.

Auch Ostern ist für Christinnen und Christen untrennbar mit diesem Weg durch Leid und Hoffnung verbunden. Im Licht der Osterbotschaft wird Psalm 22 als ein Psalm gehört, in dem die Klage vor Gott ausgesprochen werden darf und das Vertrauen neu Gestalt gewinnt. So wird deutlich: Schmerz, Trauer und offene Fragen werden nicht verdrängt, sondern vor Gott getragen.

Gerade in einer Zeit, die von Unsicherheit, Spannungen und Erschütterungen geprägt ist, kann Psalm 22 als gemeinsames biblisches Zeugnis neu daran erinnern, dass Klage ihren Ort hat, dass Hoffnung nicht verstummen muss und dass das Vertrauen auf Gott Menschen Kraft zum Weitergehen schenkt. Daraus wächst auch Verantwortung füreinander: für Achtung, Menschlichkeit und den Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden.

So wünschen wir Ihnen zu Pessach und Ostern Tage des Friedens, der Hoffnung und der Zuversicht.

Pessach kascher wesameach und frohe Ostern.

Regina Polak, Präsidentin

Margit Leuthold, Vizepräsidentin

Willy Weisz, Vizepräsident

Yuval Katz Wilfing, Geschäftsführung

Ferenc Simon, Diözesanbeauftragter für die christlich-jüdische Zusammenarbeit